

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 95.

Samstag, 24. April.

1915.

Klippen.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Helene Scheide-Peller.

Nachdruck verboten.

„Ich finde es wahrlich kein Idyll“, rief sie mit einem Anflug von Spott aus dem Fenster. „Ich langweile mich hier zu Tode.“

Sie unterdrückte aus Höflichkeit ein anschauliches Gähnen.

Frau Roswald lachte: „Und ich meine, die Tage sind nicht lang genug, um sich an all dem Schönen zu freuen — jeden Abend denke ich: „Ach, wär' es wieder morgen und lache, sobald der erste Sonnenstrahl mich weckt!“

Nidling sah zu ihr hinüber. In seinem Herzen wurde es so eigenhümlich warm. Was sie hier sagte, hatte auch er empfunden — seit er sie kannte — seit sie die Sonne in seinem Leben war.

„Das mag künstlerischen Naturen so gehen“, erwiderte Erna Nidling leichtsin. „Für gewöhnliche Sterbliche ist das nichts. Ich brauche Leben. Der Wald ist mir zu finster — ich langweile mich eben, wenn ich als einzige Gesellen die Tannen haben soll.“

„So zählst du mich wohl auch zu den Tannen?“ fragte Nidling in neckischem Ton.

Sie sah ihn freundlich an.

„Nein — nein — das meine ich nicht. Aber, wenn du arbeitest, bist du für dich — und ich — — langweile mich für mich!“

Dann wandte sie sich mit einem sorglosen Lachen Frau Roswald zu: „Es ist nicht so leicht, einen Schriftsteller zum Mann zu haben! Gewiß freue ich mich darüber — und es ist nebenbei auch recht angenehm — überall wird man mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt, weil man seine Frau ist — aber ich finde, wenn man auf der Höhe der Berühmtheit angekommen ist, sollte man rasten und sich umsehen und sich freuen. Das Leben ist so kurz — man muß es genießen. Und dazu kommt mein Mann nie, weil er immer weiter fliegt. Und wozu das? Es bringt nur Unruhe und Qualerei ins Haus.“

„Mein Genuß ist eben die Arbeit — das ist es, was du nicht verstehst“, sagte Nidling.

„Und werde es nie verstehen“, seufzte Erna mit einem kindlich schmollenden Ausdruck im Gesicht, der ihr sehr gut stand.

„Sie hat Charme“, dachte Gilde, „aber sie verträumt das Leben. Darum ist es für sie langweilig.“

Baut flügte sie hinzu: „Es ist wohl für uns Frauen eins der schwersten Dinge, uns in das Schaffen eines Mannes hineinzuversetzen, weil wir eben sehr gut ohne Arbeit, nur von der Liebe leben können.“

„Und wir haben ganz recht!“ rief Frau Nidling lebhaft aus. „Die Liebe gibt dem Leben den Klang und die Farbe.“

Und sie lächelte und dachte an die sonnigen, munteren Beziehungen zu Hans Reimer.

Und Gilde Roswald ward sehr ernst und dachte an den Sturm, der die Bäume entwurzelt.

Das Gespräch glitt weiter von einem Thema zum anderen — ein anmutiges, anregendes Wortgefecht, bei dem aber die Seelen sich nicht näher trafen. Sie verbrachten eine angenehme Stunde, vergaßen über dem Bלאudern den langsam rieselnden Landregen — und doch, als Gilde Roswald sich verabschiedete, fühlten die beiden Frauen, daß sie aus zwei verschiedenen Welten stammten und nicht würden harmonieren können.

Wochen verflogen, in denen Nidling und Gilde sich seltener, aber jedesmal mit stärkerem Glücksgefühl wiedersehen.

Nun saßen sie zum letzten Male auf der Bank, die an der Grenze steht zwischen dem Tannenwald und der Wiese.

Wußten beide, daß sie sich liebten und hatten es einander nie gesagt.

Wußten, daß sie nicht mehr voneinander lassen konnten — und waren entschlossen, das Wort unausgesprochen zu lassen und das Feuer einzudämmen.

Sie blickten auf das Land, das ihnen beiden nun doppelt lieb geworden war.

Im Garten und auf dem Feld waren die Flammenherzen der Rosen und Mohnblumen erloschen. Die Sonnenblumen neigten die Köpfe. An den Gold- und Purpurranken der wilden Rebe glitt die Sehnsucht entlang, und das leicht beschwingte Glück, das die Schmetterlinge auf schimmernden Flügeln getragen hatten, irrte heimatlos über die Wiese, in der müde Herbstzeitlosen blühten.

Durch den Wald rauschten lauter und kräftiger die fragenden Stimmen; die Tannen schüttelten ihre Wipfel, und unter der harten Stammrinde pochte ihr Herz in empörten, wilden Schlägen.

Jetzt war der Unterschied zwischen dem Wald und der Wiese nicht mehr so groß; auch in den Sonnenstrahlen, die über die Wiese flossen, lag Wehmut und Ernst.

Es war Herbst.

Gilde Roswald hatte alle Vorbereitungen zu ihrer Rückkehr nach Berlin getroffen und sollte am folgenden Morgen mit ihrem Kind abreisen. Vierzehn Tage später sollte auch Nidling mit seiner Frau dahin zurückkehren.

Der Abschied wurde ihnen schwer. Sie fürchteten, ohne es zu sagen, daß sich das Zusammensein in Berlin nicht so leicht und zwanglos gestalten würde wie hier in der Natur, wo ihre Beziehungen so innig gewesen waren.

„Nicht wahr, Sie werden oft zu uns kommen, und ich werde Sie und Röschen besuchen dürfen, wenn ich mich nach Ihnen und einer Stunde der Ruhe und des Friedens sehne“, fragte er.

Und als er sie einen Augenblick zögern sah, fuhr er flehend fort: „Sie können mir diese Bitte nicht abschlagen. Soll ich in meine Einsamkeit zurückkehren“

und der fremdlose Mann werden, der ich gewesen bin, ehe ich Sie kannte? — Jetzt, wo ich das Glück kenne, vertrauen zu dürfen und verstanden zu werden, kann ich nicht mehr ohne Sie leben.“

„Aber Ihre Frau“ — sie sprach ganz langsam das schwere Wort aus, das sie jetzt im Wachen und im Träumen verfolgte.

Er gehörte einer anderen. Sie war nur die Fremde. Durfte sie ihm so viel sein?

Wieder und wieder kamen dieselben Fragen und bestürmten ihr Herz — und jedesmal versuchte sie sich darüber hinwegzudenken — sich engherzig zu schelten — die leisen mahnenden Stimmen zum Schweigen zu bringen. Instinktiv fühlte sie, daß sie dem Konflikt nicht gewachsen sein würde und er ihre Beziehungen würde hemmen können.

Und sie waren so glücklich, seit sie sich kannten — so reich und stark — so voll Lebenskraft — das könnte unmöglich einem Unrecht zu verdanken sein. — Rickling brauchte sie. Er hatte es ihr so oft gesagt. Sie fühlte es auch.

Sie versuchte, sich vorzureden, es sei zwischen ihnen nicht heiße Liebe — nur Freundschaft — die also der rechtmäßigen Frau nichts entwerde. — Sie wollte sie ja nicht verdrängen — nicht ihre Stelle einnehmen — nahm sich so fest vor, nichts für sich zu beanspruchen und sich zu freuen über das Glück, das er der anderen spenden würde.

Vielleicht würde es ihr sogar gelingen, die Entfremdung zwischen den beiden zu heben — die Brücke zu sein, auf der sie sich wieder finden würden. — Stolz sollte sie sein, daß sie ihm soviel sein durfte, statt sich mit ganz unbegründeten Bedenken zu quälen.

So brachte sie ihr Gewissen zum Schweigen. — Sie überwand den Kampf nicht — sie ging ihm aus dem Weg. Sie sah in einem feinen Dunst die gefährlichen Klippen, die vor ihrer Liebe sich aufstürmten — aber sie suchte sie nicht zu überwinden. Sie schloß die Augen. Befahl dem Himmel ihre Seele und ließ sich vom Leben darüber hinwegtragen.

So gelangte sie nicht zur Klarheit. Liehte ihn und wollte es sich innerlich nicht zugeben und fühlte sich zerissen vom Widerstreit der Gefühle.

Rickling verfolgte den Kampf auf ihrem Gesicht. „Quälen Sie sich nicht“, sagte er sanft. „Glauben Sie's mir, Liebe ist etwas Großes und Herrliches, das man nicht mit künstlichen Schranken einzudämmen braucht — und das Zueinanderausgehen zweier Seelen ist etwas so Seltenes, daß die Menschen, die dies Wunder ihr eigen nennen, es bewahren müssen als das Kostlichste, das sie besitzen! Sehen Sie, jedes Wort, das von Ihnen kommt, ist ein Unterpfeiler höchsten Glückes für einen Mann, der in Ihnen die Erfüllung seiner schönsten Lebenshoffnung sieht.“

„Aber Ihre Frau“ — wieder kam über ihre Lippen derselbe Schrei des Gewissens.

„Meine Frau“ — seine Züge verhärteten sich. — „Ich verstehe nicht, daß Sie immer von meiner Frau reden — Sie kennen sie doch — Sie müssen selbst gesehen und gefühlt haben, daß sie mir keine Freundin und Gefährtin sein kann. Sie liebt mich auf ihre Weise, gewiß! Ich liebe sie auch — aber wie man ein Kind liebt, nicht wie einen reifen erwachsenen Menschen. Sie begehrt gar nicht, eine größere Stelle in meinem Leben einzunehmen und fragt nie danach, ob ich glücklich bin oder nicht. Sie haftet am äußeren Erfolg —, das genügt ihr!“

Gilde schwieg. Sie dachte an die hübsche, junge Frau, die das Leben im Nauentalhaus so langweilig fand — und dabei den ganzen „Charme“ eines sprudelnden Kindes behielt.

„Wie schade, daß sie nur gaukeln und summen und nicht fliegen und singen kann“, sagte sie sich einmal um's andere.

Er aber fuhr flehend fort: „Gilde, ich brauche Sie! Lassen Sie mich nicht die Flügel zerstoßen am harten Fels der Enttäuschung. Geben Sie mir den Sonnenschein Ihres Herzens.“

Sie fühlte ihren Widerstand vor der Wärme seiner Worte schwinden; aber noch einmal drängte sie mit der Aufbietung aller Kräfte ihre Gefühle zurück, und durch ihre Worte klang der herbe Ton der Pflicht, als Sie ihm antwortete: „Ich will in Ihrem Leben nicht die Stelle einnehmen, die allein Ihrer Gattin gebührt; Sie dürfen mir nicht geben, was ihr allein gehört. Es muß zwischen uns Freundschaft bleiben.“

„Freundschaft?“ — er zuckte die Achseln — „das gibt es nicht zwischen Mann und Frau. Wir wollen doch wahr sein und nicht mit den Worten spielen.“

„Ich nenne aber das Zueinandergreifen zweier Seelen — Freundschaft — und das gibt es doch“, versetzte sie mit unsicherer Stimme. Der alte Kampf erwachte von neuem.

Er aber meinte: „Die geistige Harmonie zwischen Mann und Frau ist im tiefsten Grunde nichts anderes wie Liebe; denn auch die Seele hat ihr Geschlecht und bleibt ein Bruchwerk, solange sie nicht in einer anderen aufgeht. Diese Liebe gehorcht denselben Gesetzen wie die sinnliche. Sie werden darum immer Rückwirkungen aufeinander ausüben. Die Seelen suchen sich mit demselben Sehnen und Begehren wie die Lippen und Augen und finden sich in Liebe und Leidenschaft.“

„Sie werden aber von mir enttäuscht sein, wenn Sie mehr von mir erwarten, als ich wirklich geben darf und Liebe im Sinne von Leidenschaft fordern, da wo ich nur Vertrauen und Freundschaft gewähren kann“, erwiderte sie langsam, mit stoßendem Atem.

Da wurde er weich, und wie Liebeskugeln glitten die Worte von seinen Lippen: „Fürchten Sie nicht, daß ich mehr von Ihnen verlange, als Sie geben können und wollen.“

„Ich würde einen Seligkeitsrausch nie einem Augenblick von Schwäche verdanken wollen, dem bei Ihnen Reue folgen würde.“

Er sah sie an und fühlte, daß es stiller in ihr wurde.

„Sehen Sie, wenn Sie geben, müssen Sie es tun aus innerstem Herzensdrang heraus und in der vollen Überzeugung, richtig zu handeln, weil Sie damit nicht nur glücklich machen, sondern auch selbst dabei glücklich sind. Was Sie in Zukunft noch mir gewähren werden, ob Sie viel oder wenig hinzutun zu dem, was ich bereits von Ihnen empfangen habe, das alles tritt weit zurück hinter den innigen Wunsch, daß alles, was Sie mir schenken, wirklich aus dem Herzen kommt. Verstehen Sie mich nun?“

„Ja“, sagte sie; ihr Widerstand war gebrochen. Seine Worte hatten sie beruhigt. Ihre Qual im Herzen war weg.

„Und werden Sie mir in Berlin das bleiben, was Sie mir hier gewesen sind?“

Und wieder antwortete sie mit demselben zuversichtlichen „Ja“.

Dann schwiegen sie beide; und aus diesem wortlosen Sichverstehen quoll das wunderbare Glück, das den Schleier zerreißt, den die Sprache webt und die Seelen enthüllt. Die Lippen verstummen und die Herzen reden; sie ergreifen Besitz voneinander und werden durch Bande verknüpft, die nichts mehr lösen kann.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesebruch. = 22

Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihn Opfer bringen, kurz und gut mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird, wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden. Bismarck.

Die Bukowina eine deutsche Kulturinsel.

Unsere deutschen Truppen kämpfen in der Bukowina, die sie Schulter an Schulter mit den Österreichern vom Feinde befreit haben, nicht nur für die gemeinsame gute Sache, sondern sie verteidigen hier auch einen Hort der deutschen Kultur, ein weit in den Osten hinein vorgeschobenes Bollwerk germanischer Arbeit und Kraft. Mitten zwischen anderssprachigen Völkern ist in der Bukowina in den letzten anderthalb Jahrhunderten eine deutsche Kulturinsel geschaffen worden; was die Bukowina heute ist, verdankt sie vor allem deutschem Wirken und deutscher Gesittung. Das beweist auf jeder Seite das den Deutschen in der Bukowina gewidmete Kapitel des großen dreibändigen, bei F. A. Perthes in Gotha erschienenen Werkes „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“, von Professor A. F. Kainbl, das zum erstenmal eingehend die außerordentlichen Verdienste der Deutschen um die Entwicklung dieser Gebiete quellenmäßig dargestellt hat. Schon früher hatten sich Deutsche an einigen Orten des Landes angesiedelt und im Mittelalter die materielle und geistige Kultur wirksam gefördert. Aber seine eigentliche Blüte entfaltete das Deutschtum in diesem Lande, das fortan unter dem Namen Bukowina, d. h. Buchenwald, erscheint, erst seit dem Jahre 1775, da die Pforte dieses Gebiet an Österreich abtrat. Die deutschen Ansiedler bildeten den Sauerteig, der in dem vorher verödeten und völlig unkultivierten Gebiet erst Leben und Gedeihen hervorbrachte. Zuerst kamen Reichsdeutsche ins Land, etwa 50 Familien, die 98 männliche und 87 weibliche Mitglieder zählten; es waren alles Bauern, die aber doch auch so manches Handwerk, Zimmermannsarbeit, Maurerei, Schuhfliderei, verstanden. Diese deutschen Einwanderer, denen sich dann bald zahlreiche andere anschlossen, stammten aus Südwestdeutschland, und so wurden sie denn alle gemeinsam „Schwaben“ genannt; Württemberg und die Pfalz waren die Heimatländer der meisten Ansiedler. Ihre alten Sitten und Gebräuche haben sie bis auf den heutigen Tag in der Fremde bewahrt. Die kurzen, glockenförmig gebauchten Röcke, wie sie die Frauen z. B. in Rosch bei Tschernowiz tragen, haben hier, wie auch ähnlich in Galizien und Südbungarn, ein Stück alt-deutscher Volkskraft bewahrt. Ebenso klingt noch heute in den Dörfern der Bukowina manches schöne Volkslied aus der alten Heimat am Rhein, wie z. B. „Es stand eine Linde im tiefen Tal“ u. a. Die deutsch-österreichischen Länder sind besonders durch Deutsch-Böhmen vertreten, die in der Bukowina in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verschiedene Bauernkolonien gründeten, so die erste, Bori, 1835, dann Schwarzthal, Buchenham usw. Auch die Deutsch-Böhmen haben ihre heimische Art bewahrt. Ein Forscher, der vor etwa 30 Jahren seine Wanderschaft in Bori besuchte, schreibt darüber: „An den meisten Häusern fand ich das Wahrzeichen der heimischen Dörfer: St. Johann von Nepomuk, geschnitten oder gemalt. An ihn erinnerte mich der erste Nachkopf, den ich sah: er hieß Johann. Kein Zweifel mehr, daß ich mich in einem echt deutsch-böhmischen Dorfe befand.“

Aus allerjüngster Zeit berichtet ein Kenner von der Siedlung Schwarzthal: „Wunderbar ist es, wie sich hier die Wälder Kleidung, Sitten, Gebräuche, Bohnweise und Sprache vollständig erhielten. Der Bursche, mit dem ich den weiten holperigen Weg zurücklegte, trug seinen Habelock, seine Strümpfe und seinen grünen Gut wie einer aus den böhmischen Wäldern, und wenn man mit den Leuten bei Tisch saß und sie ihre Pfeifen dampfen, da denkt man keinen Augenblick, daß man fern im Osten im fremden Lande ist.“ Auch ihre altgewohnten Holzschuhe tragen noch die Deutsch-Böhmen der Bukowina und haben deshalb den Spitznamen „Holzpantoffeln“ erhalten. Die gegenwärtige Kopffzahl der Deutschen in der Bukowina wird auf etwa 76 000 berechnet. Doch hat diese verhältnismäßig kleine Zahl Erstaunliches für das Land geleistet. Als die Bukowina an Österreich kam, war sie eine vollständige Öde, fast nur mit Wäldern und Sümpfen bedeckt, durch die türkische Miswirtschaft ausgezogen, durch Kriege verwüstet und entvölkert, geradezu eine Wildnis. Aber schon einige Jahrzehnte nach der Einwanderung der Deutschen machte dies Land den Eindruck einer Kulturoase. „Wir glaubten“, schildert der Reisende Kahl 1840 die Bukowina, „aus den Niederungen Bessarabiens und von den gestalt- und ordnungslosen Ortschaften Podoliens kommend, bei diesem Anblick uns in eine andere Welt versetzt, und allerdings war es auch wirklich so. Bei dem Anblicke von Tschernowiz schien uns der ganze europäische Westen nahe vor die Augen gestellt

zu sein und wir glaubten Deutschland deutlich durchzufühlen.“ Der Einfluß des deutschen Wesens konnte sich in der Bukowina eben besonders umfassend und kräftig erweisen, weil der Boden hier noch fast jungfräulich war und die in Not und Unbildung verkommene Bevölkerung sich gern von den Deutschen leiten und lehren ließ. Das städtische Leben hob sich zuerst, und die Städte der Bukowina haben sich ihren vorwiegend deutschen Charakter bis heute bewahrt. Bald begann auch der Aufschwung in Handel und Gewerbe. Die ersten tüchtigen Handwerker waren Deutsche, so der erste Apotheker in Tschernowiz, der erste Uhrmacher, der erste Buchdrucker Schart, der auch die erste Papiermühle in der Bukowina errichtete. Der erste Bierbrauer war ein Deutscher, und die ersten ordentlichen Gasthäuser wurden von Deutschen errichtet. Die Eröffnung der Bergwerke war ihnen zu danken, die Errichtung der Glashütte. Der gute deutsche Pflug, der mit Pferden bespannt war und an einem Tage mehr leistete als drei bis vier der früheren Pflüge mit ihren Ochsen, galt der einheimischen Bevölkerung noch lange als ein Wunderwerkzeug. Viehzucht und Milchwirtschaft wurden nun erst in richtiger Weise organisiert. Die Urbarmachung des Landes vollzog sich mit dem Lichten der Wälder, deren Schätze zuerst die Deutschen ausnützten, worauf der Bukowiner Holzhandel eine hohe Blüte erreichte. Und nicht anders stand es mit der geistigen Kultur, die vorher völlig darnieder gelegen hatte. 500 Volksschulen wurden von den Deutschen errichtet, und die Krönung dieses Wirkens für die Volksbildung bedeutete dann die Gründung der östlichsten deutschen Hochschule Tschernowiz, an der zahlreiche deutsche Gelehrte wirkten und wirken.



Aus der Kriegszeit.

Der Fliegenkrieg in England. Mit der Bekämpfung der Fliegenplage und den aus ihr entspringenden Gefahren beschäftigen sich die englischen Wäiter gegenwärtig sehr eingehend. Eine der schwierigsten Aufgaben, wird da ausgeführt, die in den nächsten Monaten der Hygiene gestellt werden wird, ist es, die Kriegseisen, die mit der Ansammlung großer Heere häufig verknüpft sind, möglichst einzudämmen. Ein Hauptverbreiter infektioser Krankheiten ist aber die Fliege, und es ist daher dringend nötig, möglichst viele Fliegen zu töten, ja, sie schon vor dem Auskriechen zu vernichten. Die Fliegen vermehren sich außerordentlich rasch. Die weibliche Fliege überwintert in einer möglichst schmutzigen Ecke, denn Reichtum ist ihre Wohnstätte und ihr Futter. In den ersten warmen Tagen kommt sie hervor und sucht ihr Nest auf einem Dung- oder Abfallhaufen. Sie legt auf einmal 120 bis 150 Eier, aus denen nach zehn Tagen die Fliegen kriechen. Durch ihren ständigen Aufenthalt in Unrat und Schmutz bringen sie Krankheiten, wohin sie kommen. Viele Hygieniker neigten an, daß besonders die Gesundheit kleiner Kinder oft durch Fliegen geschädigt wird. Dr. Galford Kof, der beobachtet hat, wie gut durch das Verhindern der Moskito-Vermehrung die größere Verbreitung der Malaria in Ägypten vermindert werden konnte, schreibt: „Der beste Weg, wie man Fliegen vernichten kann, ist, sie in ihrem frühesten Stadium zu bekämpfen. Warten wir erst ab, bis sie ihre Flügel gebrauchen können, dann wird es uns kaum gelingen, viele von ihnen zu töten. Wenn die Rehrichtbehälter jede Woche regelmäßig und gründlich geleert, die Dunghaufen entfernt und während des Frühlings, Sommers und Herbstes Hinterhöfe und Speisekammern ordentlich gereinigt wurden, könnten wir Herr dieser schrecklichen Plage werden, die dem Menschenleben so gefährlich ist. Auf diese Weise können wir mit Leichtigkeit tausend und aber tausend Fliegen vernichten, während es sehr schwer ist nur einige Hundert zu töten, wenn sie erst ausgekrochen sind.“

Gobineau über die Nationalität der Franzosen. Graf Gobineau ist wohl der schärfste und doch zugleich gerechteste Kritiker gewesen, den die französische Kultur und die französische Nation in einem ihrer Söhne besaßen. Der fortgeschrittene Gegensatz Frankreichs gegen Deutschland, dem nach seiner Ansicht die Zukunft gehörte, erschien ihm eine verhängnisvolle Rolle, die sein Vaterland um seine letzten großen historischen Möglichkeiten bringen müsse, und als einen Schritt weiter auf diesem Wege zum Abgrund würde ihm der neue Krieg erscheinen, wie ihm der von 1870 erschien. In einem Aufsatz „Gobineau über Deutsche und Franzosen“, den der am die

Gobineau-Forschung so hochverdiente Professor Ludwig Scheinmann in den „Grenzboten“ veröffentlicht, werden die heute wieder so lesenswerten Anschauungen des großen Massentheoretikers über die Entwicklung des modernen Frankreich ausführlich dargestellt, und der Graf hebt dabei eine Erleuchtung hervor, die er in erster Linie für das Unglück von 1870 verantwortlich macht und die auch in dem neuen Kriege eine so wichtige Rolle spielt: die Nationalitätseitelkeit der Franzosen. Während sich in früheren Jahrhunderten die Franzosen noch einen offenen Sinn für die Vorzüge des Auslandes bewahrten, begann unter Ludwig XIV. jene Selbstvergötterung, in der das Volk dem verhängnisvollen Vorbild des „Sonnenkönigs“ nachgab und die ein entsprechendes Sich-erheben über und Sichzurückziehen von den anderen Völkern zur Folge hatte. Das übrige Europa trug allerdings dazu nicht wenig bei, indem es alles Französische verehrte und nachahmte. So machte denn im 18. Jahrhundert die gefährliche Isolierung Frankreichs weitere Fortschritte, und vollends durch den Mangel der Revolution wurden die Franzosen in dem Wahne bestärkt, ihr Land sei zum einzigartigen Welt-heimland, zum höchsten Kulturbringer der Völker, zum obersten Hüter von Vernunft, Freiheit und Recht berufen. Der Wahn der Unbesiegbare, der Glaube an eine geistige Überlegenheit, zwei Dogmen, die ihren Ausdruck in den Schlagworten „Gloire“ und „Esprit“ fanden, setzten sich in der französischen Volksseele derartig fest, daß selbst der furchtbare Zusammenbruch des ersten Kaiserreiches diese Ideen nicht zu erschüttern vermochten. Die beständige Unruhe, in der Frankreich fast durch ein Jahrhundert von Revolution zu Revolution, von einer Regierung zur anderen laumelte, ließ das Volk nicht zur Besinnung kommen, und so feierte die Nationalitätseitelkeit 1870 wieder ihre Orgien, so wie sie es jetzt 1915 von neuem tut. Gobineau schildert bei der Betrachtung des deutsch-französischen Krieges in grellen Farben den Gegensatz zwischen der beispiellosen Verblendung, die ganz Frankreich erfasst hatte, und der tatsächlichen Wirklichkeit. Daß das Volk den Krieg wollte, widerlegte er gründlich und brandmarkt gebührend das schamlose würdelose Treiben der Presse, in der sich die Krankheiten des nationalen Wahnes stets am deutlichsten abgezeichnet haben. Die in Frankreich seit Jahrhunderten üblichen Versäuerungen, die grotesken Formen der Spionagenschmüßel, die so weit gingen, daß Gobineau einmal ein paar arme Taubstumme als höchst gefährliche Spione vorgeführt wurden, der Mangel an straffer Organisation, die zunehmende Verwirrung — all diese auch heute wieder beobachteten Symptome, werden von Gobineau geschildert. Auch in dem Krieg der Republik sieht er keinen Ausdruck der Volksstimmung, sondern Mode, bei der die Regierenden sich der verwerflichsten Mittel bedienen: Verleumdungen der Feinde und falscher Siegesberichte. Dieser zweite Teil des Krieges war kein Volkskrieg, sondern eine Verhetzung der Massen durch jene dunklen Ehrenmänner und unruhigen Geister, deren Weizen in Zeiten der Revolution zu blühen pflegte, und eine der wichtigsten Ursachen jene nationale Eitelkeit, die so viel Unglück über Frankreich gebracht hat.

Die Mode an der Front. Die Soldaten in der Feuerlinie haben gewiß anderes zu tun, als sich um Modestragen zu kümmern. Aber der Krieg bestimmt unter dem eisernen Gesetz der Notwendigkeit Umwandlungen und Umformungen der Kleidung, die eine ganz neue Mode in die Uniformen der Kämpfenden gebracht haben. Auf Seiten unserer Feinde hat die Kriegskleidung verschiedene neue Züge erhalten, von denen der Kriegsberichterstatter der „Daily Mail“, G. Ward Price, erzählt. „Neue Kleidungsstücke sind eingeführt worden, die den britischen Soldaten für seinen bürgerlichen Landsmann kaum erkenntlich erscheinen lassen. Diese Leute mit ihren kurzen Pelzmänteln, eingewickelt in Lächer, weiche Mützen über den Kopf gezogen, sehen gar nicht wie Soldaten aus; sie erinnern mehr an Robinson Crusoe, wie man ihn in den Kinderbüchern abgemalt sieht. Jeder andere Gesichtspunkt hat dem der Mühseligkeit weichen müssen. Die neue Form der Offiziersmützen macht einen so schlappen Eindruck, daß man an Schlafmützen denken möchte. Aber man beobachtet in den Schützengraben, daß die steife Schildmütze und besonders die der Offiziere, die aus besserem Tuch ist, das Licht allzu sehr reflektierte und ein gutes Ziel lieferte. Man hat deshalb die Drähte, die das Tuch steif machten, herausgenommen, und nun wird die Mütze einfach über den Kopf gezogen. Der

Gürtel, den der britische Offizier früher trug, ist einem einfacheren Gurthand gewichen, und ebenso haben Kaskihemde und Kaskischlips, die erst vor kurzem eingeführt wurden, wieder den Abschied erhalten. Durch all das wird der Offizier zu sehr aus den Reihen herausgehoben und von den Mannschaften unterschieden, deren Mode bis unter den Kinn zugeknöpft sind. Auch den großen faltigen Mantel trägt man nicht mehr; sondern die Offiziere legen sich für den Frühling ölgetränkte Seidenponchos zu, die lose vom Nacken ohne Armlerings um sie herunter hängen. Man sagt zwar von den englischen Soldaten abschätzig: „Sie sehen wie Chauffeurs aus“, aber die Verbündeten haben doch bereits mancherlei von ihrer Kleidung gelernt, und zwar nicht nur das Kaskituch. Die Dolmetscher z. B. sind bei den Franzosen und Belgiern jetzt ganz so wie die englischen Soldaten bekleidet, mit Ausnahme der Kopfbedeckung, für die sie das Käppi, aber mit Kaskituch bezogen, beibehalten haben. Bei Beginn des Krieges trugen nämlich die französischen Dolmetscher eine der schönsten und farbenprächtigsten Uniformen der Armee; sie hatten schwarze Tuniken mit großen blauen Samtaufschlägen, scharlachrote Hosen und Lackstiefel. Natürlich waren diese bunten Gestalten zwischen dem dunkeln Kaski der britischen Regimenter sehr deutlich zu sehen, und so waren denn die Verluste an französischen Dolmetschern außerordentlich groß, bis man auch sie ganz in Kaski kleidete. Unter den verschiedenen Kopfbedeckungen, die die Heere der Verbündeten aufweisen, war die unpraktischste die der Belgier, eine hohe kleine Mütze, die weder die Augen des Mannes gegen die Sonne schützte, noch seinen Hals vor Regen sicherte und außerdem sehr sichtbar war. Seit etwa drei Monaten haben die Belgier das französische Käppi angenommen, doch ist sein Kopf etwas niedriger und hat einen schwarzen Lederbügel. Aber das Käppi ist überhaupt nicht sehr praktisch, und die Belgier loben die deutsche Pickelhaube, die sie für die beste Kopfbedeckung des Soldaten halten. Die größte Umwälzung auf dem Gebiete der Kriegskleidung ist aber der unbestrittene Sieg der „unsichtbaren Uniformfarben“, deren Wichtigkeit nun auch die Franzosen kennen gelernt haben. Manche ihrer Regimenter, so besonders die Zuaven, sind in Kaski gekleidet. Das neue „Trikolorentuch“, dessen blaugrauer Ton eine Mischung aus den drei Farben der Nationalflagge sein soll, wird vorläufig hauptsächlich für die Röcke der Offiziere und die Mäntel der Mannschaften verwendet. Auch für die Gürtel und die Patronentaschen haben die Franzosen jetzt eine unauffällige Farbe, die einen schwachen Gelbton hat, eingeführt.

Pariser Tee nach der Mode. „Man nimmt Tee aus verschiedenen Gründen, von denen der seltenste zweifellos der Wunsch ist, ihn zu trinken.“ So plaudert der Berichterstatter eines französischen Blattes über die jetzt so beliebten Pariser Kriegstees. „Aber es ist so unangenehm, wenigstens am Nachmittag wohin gehen zu können. Dieser billige Luxus ist auch dem durch den Krieg stark erschöpften Geldbeutel gestattet. Man sitzt doch wieder einmal zusammen, wie in früheren guten Zeiten; man sieht, was von der Gesellschaft übriggeblieben ist. In der Stadt zu Abend speisen ist sehr schwierig. Man hat keine Abendsoireen. Nach 7 Uhr muß man auf Schusters Rappen sich an den Mauern heimwärts tasten. Man bevorzugt also den Nachmittagste, den die Kasse nicht stört. Aber es gibt sehr verschiedene Arten des Tees nach der Mode. Nicht jeder Ort schickt sich für jeden. Der eine ist mehr besucht wie der andere. Der eine ist gut für arme Fremde, der andere für kleine Mädchen, die aus einer Vorlesung kommen. Der wahre Tee nach der Mode, der einzige, den besucht, was sich zur Gesellschaft zählt, er findet in einem Lokal statt, in dem es bald nach 4 Uhr so unerträglich voll ist, daß man ohnmächtig zu werden fürchtet. Hier sitzen die eleganten Damen und bewundern ein paar englische Offiziere. Man spricht alle Sprachen der Verbündeten, alle der Neutralen, und am meisten wird in der stummen Sprache der Augen und der Geberden geredet. Man grüßt von einem Tisch zum andern, man besucht sich. Man sucht mit den Blicken die, die man erwartet, und man versucht durch die drangvolle Enge sich hindurch zu winden, um sie zu treffen, wenn es einem gelingt, sie aufzufinden. Schnell vergehen zwei Stunden in dem Lärm, der Hitze und dem unerträglichen Durcheinander. Um 6 Uhr entfernen sich alle. Die Kellner reißen die Fenster auf und lassen die silbrig schimmernde Abendluft hinein . . .“